

HANNES SONNTAG

ZITA UND ICH



LITERATUR
DER
ZUKUNFT

I

»Mir gefällt nicht, was ich da sehe, wenn ich in den Spiegel schaue«, sagt sie mir am Telefon. Zita ist im Juni vierundachtzig geworden. Sie war die Frau meines unvergessenen väterlichen Freundes Andor de Bleu. »Vergiss nicht, ich bin vor ein paar Jahren noch Motorrad gefahren, mit siebenundsiebzig zum letzten Mal Ski in den Pyrenäen. Und die Frau im Spiegel hat ein Doppelkinn, Stirnfalten – wo ich doch gar nicht besonders viel denke – und einen braunen Himmel voll Altersflecken. Das bin ich nicht«, sagt Zita, »das gibt ein ganz falsches Bild, denn, weißt du, unter der Haut ist alles gleich geblieben. Im Kopf fahre ich Motorrad wie immer, meine Reaktionen wären unverändert, ich würde jede Kurve aus dem Handgelenk schütteln und jeden Schwenk auf der Piste in die Knie nehmen wie ein offenes Wort.« Manchmal merkt man Zita heute noch an, dass es nicht die deutsche Sprache war, mit der sie aufwuchs. Sie spricht grammatikalisch korrekter als viele Muttersprachler, aber auch nach fünf Jahrzehnten im Land liegt, zumal wenn man ihr längere Zeit zuhört, ein unbestimmt fremder Klang im Raum. Man nimmt ihn wahr, ohne ihn gleich einem bestimmten nationalen Timbre zu-

ordnen zu können. Und gelegentlich springen ihr dann unorthodoxe Vergleiche und spontan kreier- te Sprachbilder aus dem Mund, die ungewollt von einer gewissermaßen internationalen Frische sind. »Am schlimmsten«, fährt Zita fort, »sind die ständi- gen Schmerzen, das ist wirklich eine fremde Person, die sich in mir eingenistet hat, ich bekomme sie nie zu Gesicht, aber sie ist andauernd da und geht mir schlimmer auf die Nerven als es damals meine bei- den ewig jammernden Schwägerinnen je taten. Und dann hasse ich mich, wenn ich dir wie jetzt vorklage und dabei denke, du nimmst es dir zu Herzen. Gott, wie ich Klageweiber verabscheue, junge und alte, – mehr noch alte«, setzt sie nach und schweigt.

Ich bin mir klar darüber, wie delikat meine Lage ist. Ich kenne Zita inzwischen länger als die aller- meisten anderen Menschen, und umgekehrt gibt es, nachdem die wenigen übrig gebliebenen Mitglieder meiner Familie wie in geheimer Absprache nachei- nander innerhalb einer Siebenjahresfrist starben, meines Wissens heute niemanden, der mich sei- nerseits länger zurück kennt als sie. Und ich fühle genau, sie ist hellwach wie immer, ich kann ihr nicht mit irgendwelchen Wortbrezeln kommen. Was ich sagen werde, hat absolut aufrichtig zu sein, darf nicht nach Trost klingen, muss ihr eine männliche

(sie liebt das) Hand in eine bessere innere Umdrehung bieten. Schweigen, das weiß ich, lässt sie nicht gelten und würde es gleich zu ihren Ungunsten deuten. »Wie ich höre«, antworte ich schließlich, »bist du unverändert. Schmerzen können dich plagen, aber niemals beschreiben. Was du im Spiegel siehst, Zita, strahlst du in wenigen Sätzen weg und mündest genau in der Person, die wir von dir kennen.«

»Ich tue so, als sei ich überzeugt«, kommt nach zwei gut vernehmlichen Atemzügen aus dem Hörer, und am Ende einer kurz und steil aus dem Thema heraus führenden Serpentine finden wir uns in der Banalität des Tagesgeschehens wieder.

Ich kenne es seit langem, bin aber trotzdem jedes Mal überrascht wie von einem plötzlichen Regenguss im Sommer: Zitas unverwüstliche Rationalität, ein vollkommener Mangel an sentimentaler Begabung erfrischen immer wieder, wie wolkenverhangen, aufreizend oder gipssteif die Lage auch sein mag.

Seit Zita mit dem, was sie ihre Übrumpelung nennt, nicht nur dem Begriff nach, sondern auch im kämpferischen Gegenüber zu ihrem Körper leben muss, ist sie schließlich von hier weggezogen.

© Verlag Literatur der Zukunft
Blomberg 2015